8. Jahrgang · Nr. 4 · Berlin, 16. Februar 1944
Einzelpreis 25 Reichspfennig und Bestellgeld
Erscheint vierzehntäglich

Die Wehrmacht

HERAUSGEGEBEN VOM OBERKOMMANDO DER WEHRMACHT

. . . plus 5 in einer Nacht

Hauptmann Fellerer, Flugzeugführer in einem Nachtjagdgeschwader, schoß bei einem Terrorangriff auf die Reichshauptstadt innerhalb von 30 Minuten 5 viermotorige britische Bomber ab und erhöhte dadurch seine Erfolge auf 27 Nachtjagdsiege

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Morocutti (Atl.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0030

gefördert durch
Baden-Württemberg

Grenadiere...

PK-Zeichnungen von Kriegsberichter Hans Arlart

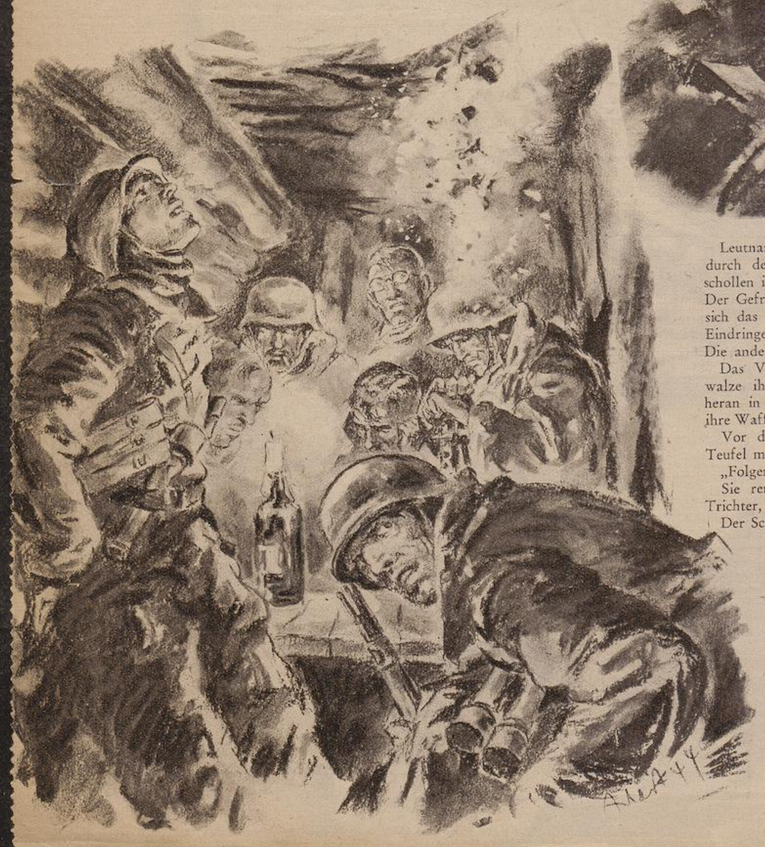
Fahler, düsterer Morgen. Eisiger Wind. Im Bunker erlöschen die Kerzen. Den Grenadieren wollen die Augen zufallen. Der Leutnant ist eingenickt.

8.00 Uhr. Wieder die Leuchtkugel — einsam und gefährlich! Birst die Erde, scheinen die Welten zu wanken? Wo ist noch ein Halt im tobenden Inferno? Aus vielhundert Schlünden zuckt mit einem Schlage im ganzen Frontbogen das Feuer. Die Luft schreit auf wie in wahnsinnigem Schmerz. Heulen, Pfeifen, Zischen, Beben! Feuer stürzt auf die Gräben der Grenadiere. Kann ein Mensch das ertragen? Muß nicht die Lunge bersten im pressenden Luftdruck? Der hartgefrorene Boden schwankt, schüttelt sich in unerhörten Zuckungen. Will sich ein Krater auftun, der alles in einen unerhörten Strudel reißt?

Die Grenadiere in ihrem Bunker sind aus bleiernen Träumen hochgeschleudert worden. Der Posten stürzt gerade noch herein. Der Bunker scheint ein schwankendes Schiff in brüllender, tosender See. Sand rieselt unaufhörlich von der Decke. Die Balken und Stempel ächzen, biegen sich, aber sie halten. Entsetzt starren die Grenadiere in eine unbegreifliche kochende Finsternis, in eine brodelnde Unterwelt, in der sie alle vergehen sollen. Leben sie noch? Sie halten sich fest, stemmen sich gegen die Wände, zucken zusammen, wenn ein besonders naher, schwerer Einschlag den Bunker durchrüttelt. Sie erwarten das Ende.

Eine Stunde währt das Toben, ohne daß es sich in seiner Wucht mildert. Die Nerven wollen nicht mehr mitmachen. Es ist entsetzlich. Aber der Bunker hält, und auch die zweite Stunde verrinnt. Sie wird den Grenadieren zu der längsten ihres Lebens. Der Leutnant spricht ihnen — selbst von Grauen geschüttelt — mit sparsamen Witzen Mut und Trost zu mitten im Toben der Elemente. Hans, der Jüngste, will es nicht mehr aushalten. Er hat noch nie ein solches Trommelfeuer erlebt. Der Leutnant hält seine Hand. „Sei ruhig, mein Junge, es ist ja gleich vorüber!" Er sieht auf die kreisenden Zeiger seiner Armbanduhr. Sie scheinen ihm schneckengleich zu kriechen. — Warum leben sie eigentlich noch? Er schüttelt den Kopf und lächelt bitter.

Mit der 120. Minute bricht das Toben plötzlich ab, springt zurück, wird zur sperrenden Wand hinter den Gräben. Sie merken es erst gar nicht. In ihren Trommelfellen ist noch das unmenschliche Brüllen der nahen Einschläge. Halbbetäubt kauern sie unter den schiefen Trümmern des Bunkers.



Leutnant S. rüttelt die Grenadiere auf: „Sie kommen! Los doch!" Er springt durch den halbdunklen Eingang, kriecht über die aufgeworfenen Erdschollen in den Graben, fast blind vor Qualm und stechenden Pulvergasen. Der Gefreite M., sein Melder, folgt ihm auf dem Fuße. Heinrich hängt sich das Maschinengewehr, das er sorglich mit seinem Körper gegen das Eindringen von Sand geschützt hatte, mit dem Riemen um die Schulter. Die andern tragen die Munition und Handgranaten.

Das Vorfeld wimmelt von weißen Gestalten. Sie müssen der Feuerwalze ihrer Artillerie unmittelbar gefolgt sein. In Massen stürmen sie heran in ihren Schneehemden, sind über den Gräben, ehe die Grenadiere ihre Waffen wieder einbauen können. Rechts und links ziehen Panzer vorbei.

Vor den Grenadieren, neben ihnen, hinter ihnen Bolschewisten! Der Teufel mag wissen, wie die Kerle so schnell herangekommen sind.

„Folgen!" schreit der Leutnant, „folgen!"

Sie rennen über die Pläne, stolpern, fallen in die schwarzgezackten Trichter, rennen, von der Hüfte schießend, um ihr Leben.

Der Schnee ist schwarzgezeichnet, die Erde hundertfach umgepflügt. Einer stolpert, fällt, bleibt liegen, mit schmerzverzerrtem Gesicht. Sie heben ihn auf, schleifen ihn über den Schnee und durch die Trichter. Er schreit vor Schmerz. Es geht nicht anders. Dort ist die tobende Sperrfeuerwand! Sie müssen hindurch, müssen den zweiten Graben vor den Bolschewisten gewinnen, Verbindung erhalten!

Rasendes Feuer aus den Handfeuerwaffen der Sowjets zischt hinter ihnen her. Sie rennen, ducken sich und tauchen in die Trichter, erreichen das Feuer, springen mit schmerzenden Lungen, den Verwundeten mit sich zerrend, durch. Hans schreit auf — ein Splitter hat ihm den rechten Arm zerfetzt.

„Weiter! Nicht zurückbleiben!" schreit Heinrich, der Obergefreite aus Oppeln. Sie nehmen ihn in die Mitte. Eine Kussel nimmt sie auf. Kameraden —

Vom Laufen und Schießen sind die Grenadiere hellwach geworden. Die fliegenden Pulse haben sich beruhigt. Aber auch die Bedrückung des Lebendigbegrabenseins im feindlichen Trommelfeuer ist von ihnen genommen, nun sie wieder im Graben stehen, vor sich die Pläne und den Feind. Jetzt dürsten sie nach Vergeltung! Sie reißen die Maschinengewehre, die Gewehre, die Maschinenpistole an die Backe, drücken ab. Der Tod greift wie eine kalte Hand in die Ketten des anstürmenden Feindes, reißt da und dort eine Lücke, lichtet, sichtet. Die Artillerie wütet zwischen den Panzern. Werfer schicken ihre Salven. Rauchfahnen da und dort. T 34 brennen! Aber sie sind heute getrieben von dem Willen, den Durchbruch zu erzwingen. Und sie beißen sich heran, jeden Meter, den sie gewinnen, von den zäh und verbissen kämpfenden Grenadieren streitig gemacht. Nur ihre Masse macht es aus, daß sie die Grenadiere bis zum Mittag — die blanken Waffen haben zuletzt gesprochen — zurückdrücken und in ein Dorf eindringen. Immer noch hat sich das feindliche Artilleriefeuer kaum gemindert. Das Gelände bis zur Rollbahn gleicht einem einzigen, weißschwarz gefleckten Tuch. Die Straße ist aufgerissen von den sprengenden Schlägen der schweren Granaten.

Aber dann kommen die Tiger! Leutnant S. sieht sie zuerst und schreit auf vor Freude. Und sieht die Sturmgeschütze. Beide verschwinden hinter einem Höhenrücken im Hintergrund, wo sie warten.

Das Hurräh der sowjetischen Schützen ist verstummt. Jetzt greifen deutsche Grenadiere an...

(Aus einem PK-Bericht von Kriegsberichter Hermann Joos)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0031

gefördert durch
Baden-Württemberg

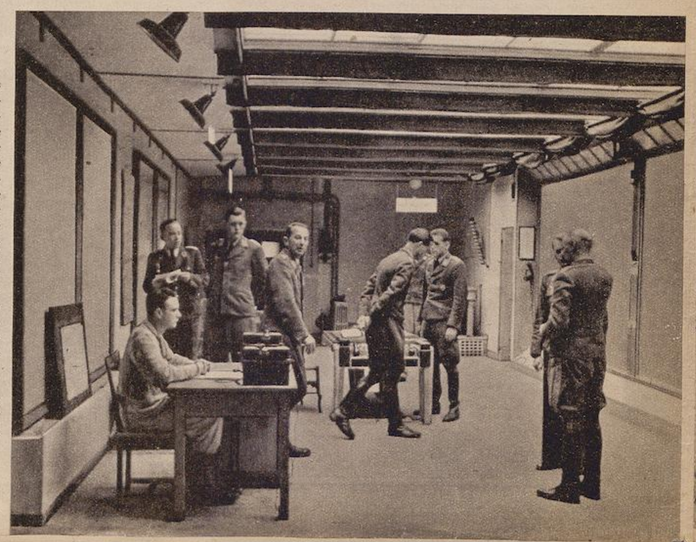
Ruhe! Gefechtsalarm

Wenn feindliche Verbände die Grenze des Reichsgebietes überfliegen, wird der komplizierte technische Apparat der deutschen Luftverteidigung in Gang gesetzt. Die Schwärme der Zerstörer- und Jagdgruppen steigen auf und werden von den Befehlsstellen an die Feindverbände herangeführt. Unser Zeichner NSKK-Kriegsberichter Theo Matejko hat eine Nachtgefechtsphase über einer deutschen Großstadt festgehalten, während die Aufnahmen Szenen aus einem Gefechtsstand während eines Angriffs wiedergeben. — Zu den Verlusten, die in den harten Luftkämpfen vom Gegner hingenommen werden müssen, möge eine Meldung einer amerikanischen Zeitung zitiert werden. Darin gibt sogar der Feind zu, daß die in England stationierte 8. amerikanische Luftarmee innerhalb des verflossenen Jahres über Europa 6000 Flieger, 730 schwere Bomber, 20 mittlere Bomber und 50 Jagdmaschinen verloren habe.

Scheinwerfer, Bodenbrände und Leuchtbomben erhellen eine Großstadt. Im Vordergrund wird ein Terrorbomber vom Typ „Boeing" von einem deutschen Nachtjäger, der von hinten überhöht angreift, unter wirkungsvolles Feuer genommen. Der Engländer ist schon schwer angeschlagen. Die Treffer des deutschen Nachtjägers liegen im inneren Motor der linken Tragfläche, der zerstörte Mechanismus hat das Fahrgestell bereits herausfallen lassen. Fünf Mann der Besatzung sind durch den Bombenschacht ausgestiegen, ihre weißen Fallschirme leuchten grell im Scheinwerferlicht auf. Noch feuert die „Boeing" mit ihren Turmkanonen auf den Angreifer. — Im Hintergrund erkennt man weitere Feindmaschinen, die in schwerstem Flakfeuer liegen. Einer der Terrorbomber (Bildmitte oben) löst sich in der Explosion eines Volltreffers in viele Teile auf, die feuersprühend zur Erde fallen. Aus angeschlagenen Bombern versuchen sich weitere Mannschaften zu retten, und im Aufblitzen der Scheinwerfer entfalten sich die weißen Kuppeln der Fallschirme

Durch die Räume eines großen Gefechtsstandes eines Jagdfliegerführers schrillen die Alarmglocken: Starke feindliche Verbände haben die Küste überflogen. Die Offiziere des Gefechtsstandes begeben sich auf ihre Stationen. Leuchttafeln flammen auf, mahnend erscheint die Warntafel: Ruhe! Gefechtsalarm! Alle Gespräche verstummen, nur die Relais der Telefone schnurren leise

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Stempka (2), Eisner (2), Hagen (1) Sch.



Durch Funk- und Fernsprechvermittlung erhält die Führung der Gruppe schon auf weiteste Entfernung Kenntnis von der Zahl und Anflugrichtung der eingeflogenen Feindbomber. Vom Kommandotisch aus gehen die Weisungen an alle Luftabwehrstellen, die sofort durch Funk und Draht in höchste Alarmbereitschaft versetzt werden

Die Jagd- und Zerstörerstaffeln befinden sich bereits im Luftraum. Der Gefechtsstand steht mit den Nachtjägern in Verbindung und führt nun mit Hilfe der in Karten und Leuchttafeln eingetragenen Positionen die Jäger immer dichter an den feindlichen Verband heran

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0032

gefördert durch
Baden-Württemberg

Der Tod auf Raupen

UNSERE WERFER WERDEN SCHNELLER

Eine der gefürchtetsten deutschen Waffen stellen die Werfer dar, die überall dort eingesetzt werden, wo der kämpfenden Infanterie schnell artilleristische Entlastung gebracht werden muß. Voraussetzung des Erfolges ist die schnelle Beweglichkeit der Werfer, die in der Lage sein müssen, nach den ersten Feuerstößen neue Feuerstellungen in kürzester Frist beziehen zu können. Auf Selbstfahriafetten montiert, die jedes schwierige Gelände nehmen können, fällt das bisher zeitraubende Abprotzen fort, und die Werfer bleiben jede Sekunde feuerbereit

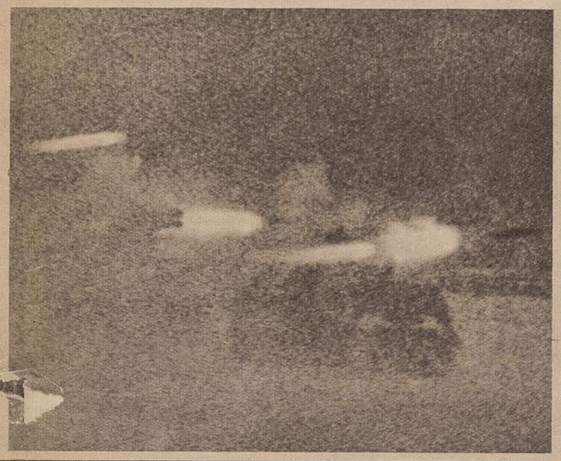
Eine Werferbatterie auf Selbstfahrlafetten befindet sich auf dem Marsch nach einer Einbruchsstelle der Sowjets. In schneller Fahrt rasseln die Gleisketten über den hartgefrorenen Boden dem befohlenen Ziele zu. Die Kanoniere sitzen gut geschützt vor Infanteriebeschuß hinter den Panzerwänden der Kettenfahrzeuge

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Uecker (3) Knirsch (1, Wb.)

Die gefährdete Einbruchsstelle ist erreicht. Nur Sekunden später ist der Werfer geladen und feuerbereit. Ein Panzergrenadier sichert unterdessen mit dem MG gegen unvermutet auftauchenden Feind

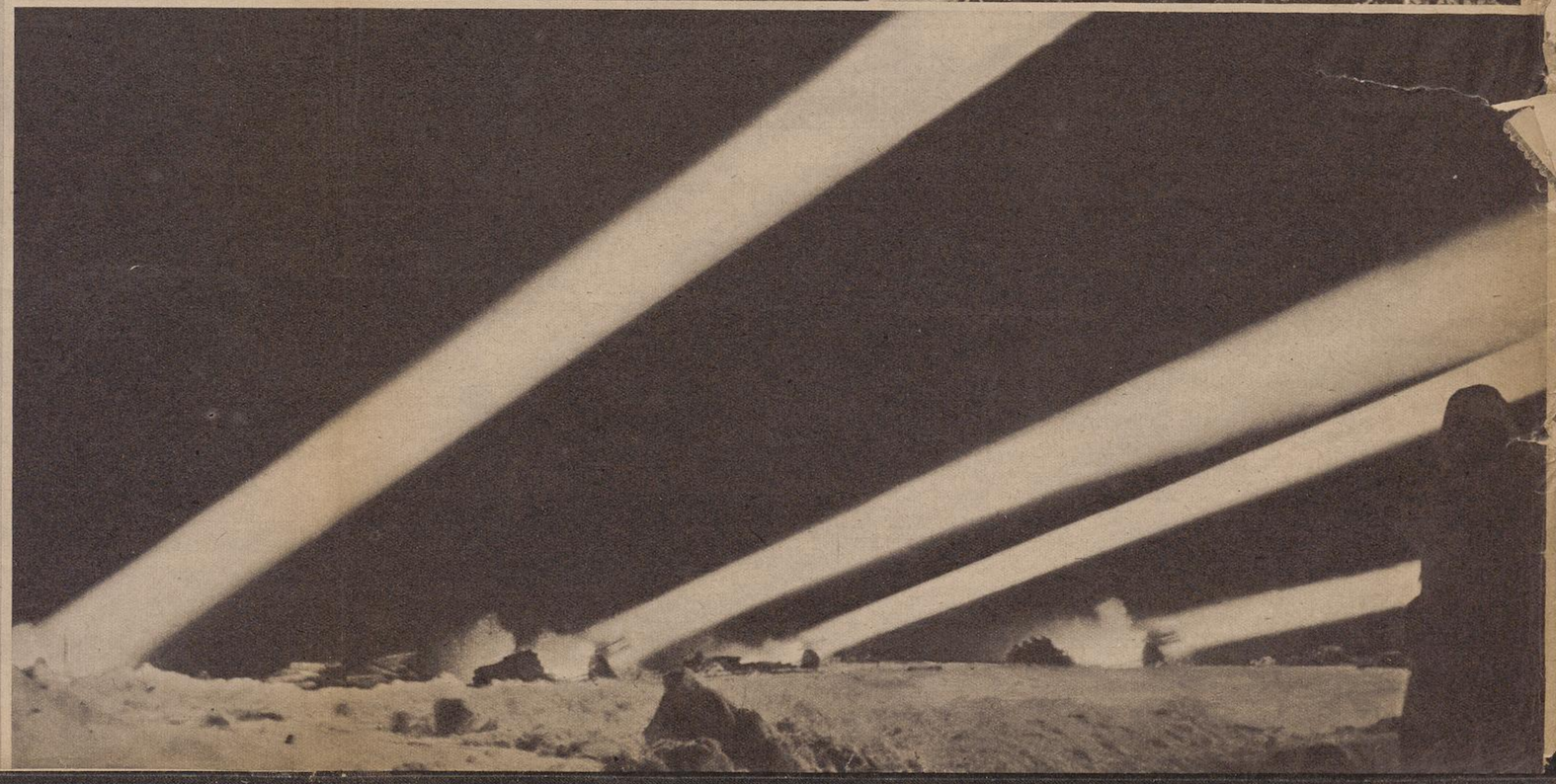
Am Tage . . .

Durch den Vorhang des Schneegestöbers schlagen die Abschußflammen der Werfer, deren Geschosse wenige Kilometer weiter in einer Bereitstellung der Sowjets zerplatzen



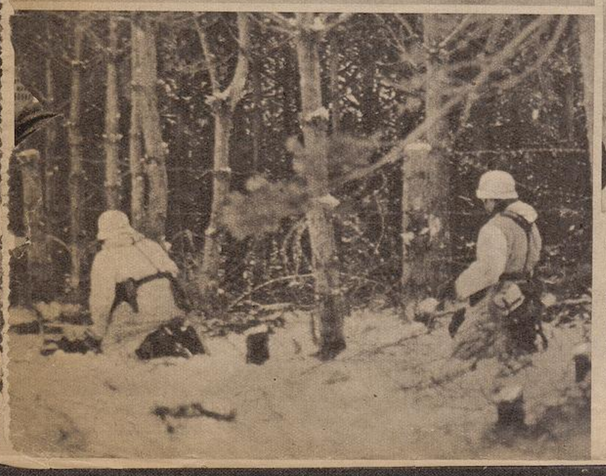
. . . und später in der Nacht

Wie Scheinwerferstrahlen zerteilen die Feuerbahnen der Salven einer Werferbatterie den nachtdunklen Himmel. Die einzelnen Abschüsse der Batterie, die das Auge im Zwischenraum von je einer Sekunde sieht, hat der ablaufende Filmstreifen auf ein Bild gebannt



Im Abschnitt der 7. Kompanie

hat der Gegner in der vergangenen Nacht Minen ausgebaut und die S-Rollen auseinandergezogen. „Die Lücke muß heute Nacht noch geschlossen werden." So lautete der Befehl des Kompaniechefs. In der frühen Dämmerung, durch Sicherungsgruppen geschützt, gehen die Pioniere mit Stacheldrahtrollen und Minen über die HKL vor



Während die zwar unscheinbaren, aber äußerst gefährlichen Minen fertiggemacht und verlegt werden (oben), ziehen andere Pioniere mit Windeseile den Stacheldraht. In einer halben Stunde ist die Arbeit getan; ohne Verluste kehrt die Gruppe in die HKL zurück, obwohl der Feind die Bewegung bemerkt und das Feuer eröffnet hat

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Bergmann (Sch.)

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0033

gefördert durch
Baden-Württemberg

„VATER DER PANZERSCHÜTZEN"

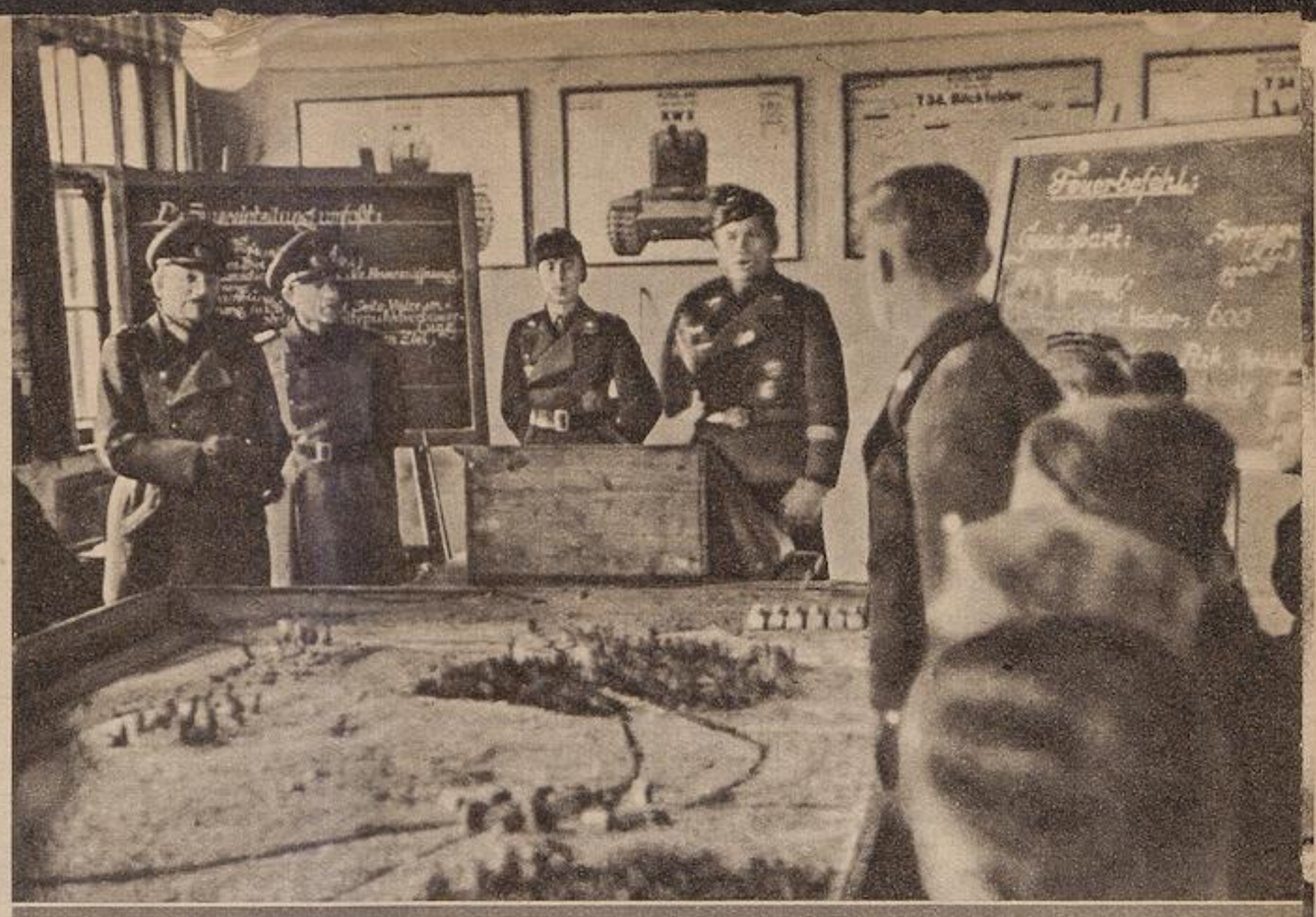
Generaloberst Guderian inspiziert den Nachwuchs

Es ist Ende Februar gerade ein Jahr her, daß der dem ganzen deutschen Volk bekannte Generaloberst Guderian vom Führer zum Generalinspekteur der Panzertruppen ernannt wurde. Der Name Guderian ist in der Wehrmacht gleichbedeutend mit Siegen und Erfolgen. Erinnern wir uns nur an den Feldzug in Polen, die große Schlacht bei Dünkirchen, die Einkesselung der Maginot-Linie und die großen Erfolge im Osten. Nicht umsonst spricht man bei Panzereinheiten von dem „Vater der Panzerschützen".

Die moderne Kriegführung mit den außerordentlich beweglichen Fronten bedingt in erster Linie schnelle und schlagkräftige Panzerformationen. Generaloberst Guderian hat einen maßgeblichen Anteil an der laufenden Verbesserung und Weiterentwicklung unserer verschiedenen Panzertypen, so daß dem Gegner immer wieder mit überlegenen Kampfwagen aufgewartet werden konnte.

Als Generalinspekteur der Panzertruppen hat Generaloberst Guderian die Verantwortung für die gesamte Panzerwaffe übernommen. Laufend überzeugt er sich persönlich von dem Ausbildungsstand seiner Panzerschützen, oft taucht er bei den Rüstungsarbeitern der großen Panzerschmieden auf, und auf den Versuchsbahnen der Panzerentwicklung ist er ständiger Gast. Die Panzerproduktionssteigerung und der Nachschub an die Front werden von ihm persönlich überwacht. Außerdem aber ist er der Berater des Führers in allen Fragen des Einsatzes der Panzer an der Front. Vom Hauptquartier aus begibt er sich oft an die Front, um Einsatzfragen zu besprechen und die neuesten Fronterfahrungen an Ort und Stelle zu sammeln.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Horst Zellmer



Auf die Ausbildung der Panzerschützen legt der Generalinspekteur besonderen Wert. Hier überzeugt er sich beim Sandkastenspiel von dem Ausbildungsstand der Panzersoldaten

Dem Generalinspekteur wird durch einen Ausbildungsoffizier ein granatenähnlicher Einsatz für die Panzerkanone vorgeführt, durch den auf kürzeste Entfernung die Panzerschützen an der Kampfwagenkanone maßstabgerechte Schießübungen durchführen können Unten: Bei einem Versuchs-Vergleichsschießen verschiedener Panzertypen beobachtet der Generaloberst Guderian Wirkung und Erfolg der neuartigen Schießmethode

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0034

gefördert durch
Baden-Württemberg

Hinter dem Verrat BADOGLIOS

Mit italienischen Offizieren, Mannschaften und Faschisten auf den Kriegsschauplätzen des Mittelmeerraumes

Von Kriegsberichter FRITZ TREFFZ-EICHHÖFER

6. Fortsetzung:

Der Oberst ruft uns wieder herein. Diesmal gibt er auch mir die Hand. „Gut. Sie können gehen. Ich habe mit Athen gesprochen. Die Sache stimmt. Entschuldigen Sie, daß ich die Schwierigkeiten machen mußte. Hier laufen viele Spione herum. Jetzt können Sie in Ruhe photographieren, ich gebe Ihnen eine Wache mit."

Der Anruf in Athen scheint gewirkt zu haben. Ich kann aber nicht umhin, dem Herrn aus dem anderen Lager noch einen Stich zu geben: „Erlauben Sie, Herr Oberst, daß ich einen Irrtum aufkläre: alle Aufnahmen militärischer Objekte, die ich zu machen für nötig befand, habe ich, unbehelligt von Ihren Posten, schon machen können, bevor ich zu Ihnen kam. Sie wollte ich nur zum Abschluß meines Besuchs in Korinth aus Höflichkeitsgründen noch begrüßen, da ich annahm, Sie seien den deutschen Fallschirmjägern, die den Peloponnes besetzt haben, dankbar und würden sich dementsprechend gern bereit finden, die Achsenpropaganda in ihrem Wirkungsbereich zu unterstützen. Sie werden also verstehen, daß ich Ihre Wache jetzt nicht mehr benötige."

Der Oberst verbeugte sich. Er war verblüfft darüber, daß ich plötzlich italienisch sprach. Zu einer weiteren Äußerung reichte die Zeit nicht. Wir fuhren von dannen, Richtung Patras.

Die Zeichen der englichen Flucht wurden immer häufiger. Hart müssen die Angreifer den Fliehenden auf den Fersen gewesen sein, übel müssen die Stukas den Tommies zugesetzt haben. Meterweit fortgeschleuderte, verbrannte Wagen, riesige Bombenkrater, die die Straße aufgerissen haben, kennzeichnen den Weg des deutschen Sieges. Überall sind Griechen und gefangene Kreter unter der Leitung von Italienern an Ausbesserungsarbeiten, bis nach Patras, dem Hafen am Jonischen Meer. Auch dieser wichtige, einst von den Engländern benutzte Flottenstützpunkt ist jetzt von den Italienern besetzt und mit einem Sperrgürtel schwerer Flak umgeben.

In Patras werde ich äußerst freundlich aufgenommen. Es scheint hier jeweils auf die Führer anzukommen. Der Divisionskommandeur ist ausgesprochen deutschfreundlich. Wir unterhalten uns in herzlicher Weise über faschistische und militärische Probleme. „Glauben Sie mir", sagt er, „daß ich einen schweren Stand habe. Ich bin alter Faschist. Ich wünsche so von Herzen, daß unser Volk endlich einmal frei und stark aus diesem Kriege hervorgehen möge; aber die Gegenkräfte machen uns den Kampf so schwer. Man möchte verzweifeln."

„Ich habe schon manches gesehen in den letzten Monaten, Herr General", entgegne ich, „aber ich weiß nicht, warum man die Arbeit des Duce so hintertreibt."

„Die Krone, die Krone, lieber Freund. Der König weiß genau, daß er nur noch eine Chance hat, Absolutherrscher zu sein. Wenn der Duce fällt, hat das Haus Savoyen wieder Macht, nur dann. Wenn das Italien Mussolinis diesen Krieg gewinnt, hat Vittorio Emmanuele III. für immer verspielt. Dabei kämpft er kaum noch für sich selbst, auf seinen Sohn kommt es an, auf Umberto, der selbst zu schwach ist, sich ein Thronrecht zu verschaffen. So liegen die Dinge. Warten Sie nur ab, Sie werden das immer mehr erkennen."

Der Hafenkommandant tritt ein, mit ihm der Flakkommandant.

Wir besteigen wenig später eine Barkasse, besichtigen den Hafen von Patras. Stolz weist der Kommandant auf einige Schiffe: „Die wurden vor Monaten von deutschen Stukas versenkt, wir haben sie jetzt wieder gehoben!"

„Beides war wichtig", sage ich, „das Versenken und das Heben. Alles zu seiner Zeit!"

Wir trinken eine Flasche Sekt in der Barkasse, auf das Wohl des Führers, sagen die Italiener, auf das des Duce, entgegne ich.

Dann sehen wir einer Übung der Flak zu. Die Soldaten an den Geräten und Geschützen arbeiten blitzsauber. Wir freuen uns. Aus der ganzen Arbeit hier spricht der Geist des Kommandeurs, eines alten Squadristen (alten Kämpfers des Faschismus).

Abends werden die italienischen und deutschen Wehrmachtberichte vor einer tausendköpfigen Menschenmenge auf dem Rathausplatz verlesen; dann wird in feierlicher Weise die Fahne eingeholt. Jeden Abend geschieht das unter den Klängen der italienischen und deutschen Nationalhymne.

Später sind wir in einem Waldlager der Bersaglieri Gast. Um uns singen die italienischen Soldaten vor ihren Zelten, singen ihre alten Kampflieder, Volksweisen aus der Provinz. Melancholie und peitschender Rhythmus wechseln, und wir verspüren, wie die Seele des Volkes aus diesen einfachen Liedern spricht, wie ein Sehnen nach Stärke und Größe des Vaterlandes hier in einfachen Worten ihren Ausdruck findet, wie jeder begeistert mitgerissen wird, der Soldat, der Hauptmann, der Posten am Flakgeschütz und der Gast der verbündeten Wehrmacht, der die alles umgreifende und heiligende Stimmung dieses Soldatensingens in Feindesland schon von anderen Fronten her kennt.

Zanini fängt auf dem Rückweg wieder das Gespräch an: „Sehen Sie, mir tun all diese guten, anständigen Jungen so leid. Die stehen jetzt schon vier, fünf Jahre unter den Waffen, immer mit der gleichen Freude und der gleichen selbstlosen Aufopferung. Sie singen ihre Lieder und glauben fest an den Duce und den Sieg. Von all den Intrigen und all dem Haß und Neid in den Kreisen ihrer eigenen Offiziere wissen sie nichts. Sie glauben, es sei alles in bester Ordnung. Eines Tages wird es ein schreckliches Erwachen für sie geben."

„Ich glaube das nicht. Der Faschismus stützt sich auf die besten Kräfte des Landes, also muß er letztlich auch siegen, wenn er auch noch allerlei Klippen zu überwinden hat."

„Es gibt zuviel Korruption. Jeder versucht, sich zu bereichern. Ich weiß nicht, ob der Duce über alles informiert ist. Die Zukunft wird es zeigen."

*

Es wohnen nicht viele Menschen auf dem Peloponnes. Korinthenbauer, Fischer, Hirten. Arm und kluftenreich ist das Hochgebirge, das wir in Richtung Tripolis durchfahren. Olivenhaine stehen nur in den Niederungen der Golfe. In ihnen zirpen Milliarden von Zikaden, spenden kleine Bäche und vereinzelte Sumpfstreifen Nährboden für anspruchslose Früchte. Die großen Flußbette sind ausgetrocknet, man fährt mit dem Wagen mitten hindurch. An vielen Stellen haben italienische Truppen die zersprengten Brücken schon wieder instand gesetzt, andere sind noch in Arbeit. Die Soldaten sind mit Regulierungs- und Ausbesserungsarbeiten beschäftigt. Es herrscht tropische Hitze, 40 bis 50 Grad.

Links und rechts des Weges liegen auf glatten zementierten Flächen dicke, längliche Weintrauben zum Trocknen in der Sonne.

„Das werden Korinthen", klärt mich Zanini auf, „so dick sind die Trauben, die Sie später dann in Deutschland als kleine, getrocknete Korinthen zu kaufen bekommen."

Er hält eine des Weges kommende Frau an, die einen Korb voller Weintrauben auf dem Kopfe trägt. „Verkauf uns fünf Kilo", sagt er auf griechisch. Die Frau legt uns köstliche Trauben in den Wagen.

„Eigentlich sollte man euch ja gar nichts bezahlen, aber hier, nimm es!" ruft Zanini der Frau zu und wirft ihr das Geld in den Korb.

Die läuft eilig weiter. Ich schüttele den Kopf: „Zanini, ich glaube, die Engländer können doch besser kolonisieren als ihr! Oder wir Deutschen können es nicht!"

„Nein, ihr könnt es nicht!" ruft er verärgert, „ihr seid zu sentimental."

Wir fahren steile Serpentinen weiter, bis herunter nach Nauplia, einem reizvollen Hafenstädtchen am Golf von Argos.

Und auf dem Wege nach Nauplia überqueren wir das Schlachtfeld Peloponnes. In der weiten Ebene haben Stukas und Panzer die Engländer überrascht, ehe sie sich auf allen möglichen Kähnen und Schiffen in Richtung Kreta einschiffen konnten. Grimmig ist unsere Freude, als wir die Überreste des Expeditionskorps auf seinem „siegreichen Rückzug" sehen. In einem Olivenhain allein liegen 50 bis 60 verbrannte englische Flugzeuge, auf Schritt und Tritt umgestürzte, zerstörte Tanks, zur Seite geschleuderte Wagen und verlassenes Kriegsgerät. Selbst in Nauplia noch, hundert Meter vom rettenden Kai, liegt alles wüst durcheinander. Ein großer Transporter liegt im Hafen wie ein Riesengerippe, ausgebrannt. Und die Besatzungstruppe hat hier alle Hände voll zu tun.

Abends sind wir beim Stadtkommando zu Gast. Ein eleganter Oberst mit Monokel heißt uns willkommen und trinkt zu Beginn des Mahls auf das Wohl der siegreichen deutschen Wehrmacht.

„Glauben Sie", sagt er dann zu mir, „daß ich mich hier unglücklich fühle? Ich bin alter Alpinioffizier, der es gewohnt ist, zu kämpfen. Die Arbeit, die meine Alpini hier machen müssen, tun bei Ihnen die Arbeitsdienstler. Ich bin dieses Tuns müde und sehne den Tag herbei, an dem ich hier abgelöst werde. Es macht alles keinen Spaß mehr. Ihr Deutschen führt diesen Krieg. Wir werden eines Tages eure Privatsekretäre sein, glauben Sie mir das."

Ich bin sprachlos, mache ihm klar, daß auch unsere besten Truppen zur Zeit in Frankreich in Ruhe liegen, als Besatzungstruppe Dienst tun, und daß schon noch genug Gelegenheit kommen wird, Mut und Tapferkeit zu beweisen. Müde, sage ich, müde wird darum von uns niemand. Man muß diesen Krieg auf lange Sicht sehen und so seine Einstellung zu ihm korrigieren.

„Lange Sicht", entgegnete er, „lange Sicht? Glauben Sie, daß unser armes Heer ohne Waffen und ohne Rohstoffe, mit verräterischem Offizierkorps einen Krieg auf lange Sicht machen kann?"

„Verzeihen Sie, Herr Oberst, was heißt ‚verräterisches Offizierkorps'?"

„Sie werden das schon noch sehen. Die Faschisten bezeichnen diesen Krieg als den ihrigen. Sie tragen die Verantwortung, aber sie haben vergessen oder außer acht gelassen, daß zum Kriegführen in erster Linie ein einheitlich ausgerichtetes Offizierkorps gehört. Badoglio, der Chef des Generalstabes, hat beim Marsch auf Rom 1923 dem König seine Hilfe gegen Mussolini angeboten. Verstehen Sie nun?"

Ich verstehe schon, zucke aber nur die Achseln.

Im Nebenzimmer drehen junge Offiziere schon zum drittenmal eine Platte auf: Wir hängen uns're Wäsche an die Siegfriedline . . .

Zwischendurch spielen sie „Lili Marleen".

*

Ich flechte ein heiteres Erlebnis ein, das ob seiner Kuriosität verdient, festgehalten zu werden.

Auf der Fahrt von Athen zu den Thermopylen. Vorbei an dem monumentalen Gedenkstein an die Schlacht bei Salamis, einem wachenden Löwen. Im Hintergrund Fichtenhaine im Glanz leuchtender Sonnenstrahlen. Theben durchfahren wir, alte Kulturstätte einer versunkenen Welt — heute ein schmutziges Straßendorf, in bezaubernder Landschaft gelegen.

Dann führt uns der Wagen die Serpentinen des Termopylengebirges hinauf. Wir lassen die Engpässe links und rechts von uns liegen, rollen in die Ebene von Lamia hinab, dann nach Osten zu, an dem Gebirgszuge entlang. Mein Wunsch ist es, den Gedenkstein des Leonidas mit Agfacolor aufzunehmen. Das Wetter lockt dazu.

Capitano Zanini ist begeistert. Er weiß angeblich genau, wo das Schlachtfeld der Thermopylen liegt, ist schon zweimal dagewesen, das letztemal, als die Deutschen hier in der Gegend die englischen Truppen vernichtend zurückgetrieben haben. Wir fahren mehr als zwei Stunden nach Osten. Der Gebirgszug zur Rechten wird immer flacher, die Engpässe immer seltener. Ich werde unruhig:

„Capitano, meiner Meinung nach müssen wir bald an Ort und Stelle sein. Ich habe mir den Engpaß des Leonidas mächtiger vorgestellt."

Er beschwichtigt mich. So gewaltig, wie ich mir das Schlachtfeld vorstelle, sei es gar nicht.

Fortsetzung folgt

Nicht nur an der Front

steht der Feind, nein — er hat sich auch bei uns eingeschlichen. Wie ein Schatten folgt er dir. Er belauert dich und hört jedes Wort, das du sprichst! Er ist schwer zu erkennen und kaum zu greifen, aber er ist da! Mitten unter uns. Jeder Tag bringt neue, blutige Beweise dafür. Also: Seht euch vor! Schweigt!

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0035

gefördert durch
Baden-Württemberg

Er will zu den Fliegern

und der Flug-Modellbau ist seine ganze Begeisterung. Dazu braucht er aber einen wasserfesten, farblosen Klebstoff; deshalb hat er heute auch ein Vorrecht auf

UHU

Der Alleskleber

HENSCHEL

FLUGZEUG-WERKE
A·G·

PANZER oder PARFÜMS?

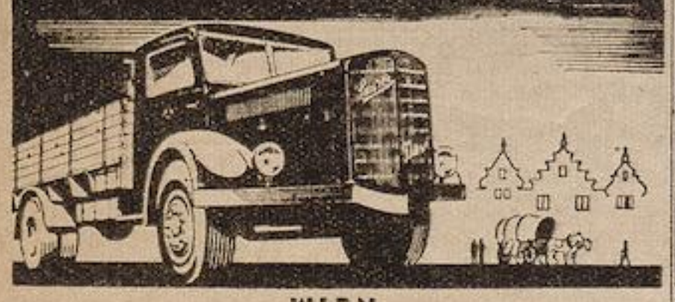
Unsere guten deutschen Parfüms bringen wichtige Devisen ein. Mit Devisen werden rare Rohstoffe für unsere Rüstung gekauft. Und damit ist die Frage auch schon beantwortet: während des Krieges verzichten wir auf

MOUSON LAVENDEL
Mit der Postkutsche

Tägliche Zahnpflege

ist auch im totalen Kriege nicht weniger wichtig als zuvor, denn kranke Zähne vermindern unsere Leistungen. Verlangen Sie die Aufklärungsschrift: „Gesundheit ist kein Zufall" kostenlos von der Chlorodont-Fabrik, Dresden.

SAURER



WIEN

Fräulein Sabine denkt an Dich,
wenn ...

... sie, selbst auf die Gefahr hin, sich unbeliebt zu machen, zu Haus und im Büro mit Argusaugen darüber wacht, daß keine irgendwie entbehrliche Lampe nur so aus alter Gewohnheit weiter in Betrieb bleibt. Die erkleckliche Anzahl Kilowattstunden, die sie auf diese Weise Kohlenklau vor der Nase weg stiebitzt, fließt der Rüstungsindustrie zu. Wie Sabine bemühen sich alle in der Heimat, Kohle, Gas und Strom zu sparen, auch wenn das Unbequemlichkeit und Verzicht bedeutet. Sie tun es letzten Endes ja nur für Dich, um Dir noch mehr Waffen, Munition und Ausrüstungsgegenstände zu beschaffen.

Mach mit – es geht gegen Kohlenklau!

Vergilt den Verzicht der Heimat durch noch größere Sorgfalt mit Deinen Waffen und Deiner Uniform. Jedes Stück braucht zur Herstellung in irgendeiner Form Kohle. Kämpfe auch Du gegen Kohlenklau. Erst dann schließt sich der Kreis um diesen Bösewicht zum unüberwindlichen Abwehrring!

Die Heimat hat ihn längst durchschaut. Paß auf, daß er bei Dir nichts klaut!

Unsichtbares Augenglas

statt einer Brille!

In Kürze nehmen unsere Spezialisten wieder Anpassungen vor; jedoch können nur schriftliche, durch uns bestätigte Anmeldungen berücksichtigt werden. Fordern Sie daher umgehend den Prospekt „Gut sehen und gut aussehen" und lassen Sie sich vormerken bei

Gebr. Müller-Welt
Stuttgart S., Sonnenbergstraße 23
Ein Glas ab 30.— RM.

Schütze Dich vor Erkältung!

1 Härte Dich ab! Jeden Morgen von Kopf bis Fuß kalt abwaschen, das fördert die Durchblutung und beugt Husten und Schnupfen vor. Wer so verfährt, bleibt gesund und kann

Rheila

das bewährte Hustenmittel jenen lassen, die es zur Abwehr brauchen.

Ziehung 1. Klasse 14. u. 15. April 1944

Deutsche Reichslotterie

1 200 000 Lose, 480 000 Gew., 3 Prämien in 5 Klassen. Gesamtgewinne über RM

102 Millionen

6 × 500 000
3 × 300 000
3 × 200 000
18 × 100 000 usw.

Lospreise je Klasse für
1/8 3,- 1/4 6,- 1/2 12,- 1/1 24,- RM
Bestellen Sie sofort mit Postkarte

ZARNCKE
Staatliche Lotterie-Einnahme
Hamburg-Bergedorf 1

Postscheck Hamburg 3309

Zehn Tage

EINE ERZÄHLUNG AUS DEM OSTEN von HANS RABL

Die letzte Fortsetzung schloß: Das sind die Bilder, die die Delius sieht, während sie nun, im Panzererholungsheim, die Hände im Schoß gefaltet und den Kopf gesenkt, zuhört, wie die zwanzig Zugführer singen — nein, neunzehn sind es ja nur, einer fehlt. Als sie enden, steht sie müde auf, und kein noch so inständiges Bitten hält sie mehr. Jetzt muß sie allein sein, um sich ganz darüber klarzuwerden, daß sie wieder allein ist.

13. Fortsetzung:

Als Peter Zurbrügge, nachdem er den Hauptmann Felmy nach dem Kino noch bis zu dessen Quartier begleitet hat, endlich das Heim erreicht, ist es spät. Längst ist die Delius, von einem ganzen Dutzend Wachtmeister und Feldwebel sicher geleitet, zum KdF.-Heim gebracht worden; der Rest von Schwester Elisabeths Gästen hat sich bereits schlafen gelegt. Es war, deucht es die Männer, ein guter Tag, es hat keinen Zweck, ihn durch langes Herumsitzen zu verlängern und zu verdünnen. Und so trifft Peter nur seine Mutter noch an, als er den Kopf in den Wohnraum steckt.

Elisabeth aber hat den Jungen erwartet. Der Besuch der Delius, die nicht einmal verheimlichte, wen sie zu treffen wünschte, ist ihr unheimlich gewesen. Selbstverständlich hat sie gewußt, daß ihr Junge irgendwann einmal flügge werde, daß er es sicherlich längst ist. Doch hat sie nie etwas von einer Bindung Peters an ein Mädchen bemerkt. Dies ist das erste Mal. Die junge Frau, um die es sich da handelt, scheint Elisabeth nicht die rechte Partnerin für ihren Jungen; oder ist sie es doch? Dann kennt sie Peter sehr schlecht, dann hat sie ein Bild von ihm bewahrt, das längst nicht mehr stimmt. Wie immer aber — etwas mehr, etwas Näheres darüber möchte sie wissen.

„Du hast Besuch gehabt, Peter", sagt sie, während sie ihm noch ein paar Brote streicht, nebenher. „Pech, daß du ihn verpaßt hast."

„Wer war es denn, Mutter?" Er braucht kaum zu fragen, es weiß es schon im voraus. Seine Stimme flackert ein wenig.

„Eine Dame. Ein Fräulein Delius. Von der Kapelle Jaap, wenn ich's richtig begriffen hab'."

„Ja, das hast du", murmelt Peter kauend und spült einen Schluck Bier hinterher. „Ich hab' sie neulich zufällig kennengelernt. Sie ist Stimmungssängerin bei Jaap, weißt du."

Elisabeth lächelt ein wenig. Das Lächeln ist traurig. „Ach, lieber Junge", sagt sie, „warum schwindelst du? Das kannst du ja doch so schlecht, mir gegenüber. Weißt du das nicht mehr?"

„Wieso? Ich schwindele doch nicht —"

„Nicht in Worten, Peter. Daß sie ist, was du sagst, glaub' ich dir natürlich. Und daß du sie zufällig kennengelernt hast, mag schon stimmen. Aber daß darüber hinaus nichts ist, wie du mich gern glauben machen möchtest — das glaub' ich eben nicht. Sieh, einmal — ich will ja auch gar nichts von dir wissen. Gar nichts, Peter! Sie ist sehr hübsch, sie hat viel Scharm — und du hast einen Zehntageurlaub aus der HKL. — Lieber Peter, ich lebe nun schon ein paar Jahre unter euch Soldaten, ich verstehe viel mehr, als du denkst. Ich rede dir auch nichts drein, verlaß dich darauf. Nur angeschwindelt möchte ich nicht gern von dir werden, das tut mir weh."

Er antwortet nicht, blickt bockbeinig vor sich hin.

„Hab' ich mich je in diesen Tagen beklagt, Peter", fährt sie fort, „daß du nur gerade zu den Mahlzeiten hier warst, und nicht einmal das regelmäßig? Hab' ich dir Steine in den Weg gelegt? Hab' ich dich je gefragt, wo und mit wem du diese Zeit verbringst? Ich will ja dein Vertrauen nicht, wenn du es mir nicht von selbst schenkst. Nur — schwindeln sollst du nicht —"

„Gott, Mutter", murrt er endlich, „was soll ich darauf sagen? Du weißt ja ohnehin alles. Es ist eben so — wenn man von da vorn kommt, ist man froh, eine Frau zu treffen, ein bißchen zu plaudern, über anderes als Krieg und solche Sachen — wenn du's verstehst —"

Elisabeth nickt nur. Sie versteht. Versteht, daß Peter nicht mehr der Junge von einst ist. Ohne daß sie es wußte, ohne daß sie es merkte, ist er ihr entwachsen. Den liebevollen, vertrauensseligen Peter, der nichts für sich behalten konnte, keine Freude und keinen Kummer — den gibt es nicht mehr. Jetzt ist ein Mann da, der seine Angelegenheiten mit sich selbst abzumachen gewohnt ist — und sie kann nichts mehr tun, als von weitem, ganz von weitem zusehen, was er tut, und sich still um ihn sorgen. Das ist alles, was ihr bleibt. Peter ist ein Mann geworden.

Der achte Tag

Peter erwacht am Morgen von Musik. Im Halbschlaf dehnt und reckt er sich und lauscht. Es ist eine Ziehharmonika — Walzer wird sie wohl spielen. Dann erkennt er die Einleitung zu der Delius' Lied, ein leiser Ärger erwacht. Wollen sie ihn foppen? Mit beiden Beinen zugleich aber, kochend vor jäh aufgesprungener, brandroter Wut, fährt er aus dem Bett, als eine spottend in Falsetthöhe gezwungene Männerstimme — nur Sembritzki kann das sein! — das Lied zu singen beginnt. Er packt einen seiner schweren benagelten Stiefel, reißt die Tür auf, sieht undeutlich im Gang eine Gruppe stehen, schleudert sein Geschoß, haut die Tür wieder zu. Mit einem schrillen Mißton bricht das Akkordeon ab — vielleicht hat er ihm den Balg zerschlagen, ach, hoffentlich hat er's! Auch der Sänger verstummt. Trappende Schritte entfernen sich, auf der Treppe lacht jemand noch einmal laut auf, dann wird es still. Peter sitzt auf dem Bettrand, hat den Schädel in die Fäuste gestützt und giftet sich heftig. Er ist lange genug Soldat, um zu wissen, was ihm nun wenigstens ein paar Stunden lang bevorsteht. Nicht umsonst hat er es die ganze Zeit über ängstlich vermieden, im Heim etwas von seiner Bekanntschaft mit der Delius merken zu lassen. Nun wissen sie davon, und nun bleibt ihm nichts anderes übrig, als in möglichst guter und unberührter Haltung über sich ergehen zu lassen, was sie aushecken, damit ihnen die Sache recht bald langweilig wird und sie ein anderes Objekt für ihre immer wache Spottlust suchen, die sich wohl niemals bösartig oder absichtlich verletzend äußert, in ihrer unbekümmerten Robustheit aber zuweilen doch auf die Nerven gehen kann.

Als er entschlossen in den Wohnraum kommt, in dem noch alle frühstückend beisammensitzen, empfängt ihn der Oberregierungsrat Seiler aus dem Kultusministerium mit der schillerisch dröhnenden Frage, wie weit er mit dem Mädchen gekommen sei. „Kabale und Liebe, vierter Akt, dritte Szene", fügt er mit wissen-

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0036

gefördert durch Baden-Württemberg

schaftlicher Gründlichkeit hinzu, und die anderen lachen.

Peter zuckt stumm die Schultern und gießt sich Kaffee ein.

„Bube!" donnert Seiler weiter, „wenn sie nicht mehr rein ist! Wenn du genossest, wo ich anbetete!"

„Hättest du lieber nicht gebetet", grinst Peter und hat die Lacher auf seiner Seite. „Ich bin bei der Mot-Truppe, mein Lieber. Wir sind eben fixer als ihr Fußlatscher, da siehst du's mal wieder."

„Und so etwas Sittenloses", seufzt Geyer mit väterlich besorgter Miene, „stellt nun unsere goldene Jugend vor. Schlimm ist das! Zu unserer Zeit —"

„Das ist lange vorbei, Geyer, deine Zeit. Es ist unmöglich, von dir noch gefesselt zu sein."

Thummler mengt sich ein, Waizer, Sembritzki, Döbler. Der Raum schwirrt und dröhnt von Stimmen, die einander zu überschreien versuchen. Für eine Viertelstunde ist es, als sei in alle diese fronterprobten Männer ein Teufelchen gefahren, das sie sich betragen läßt wie Schulbuben. Längst ist die Delius aus der Diskussion verschwunden — Peter ist froh und glücklich, daß es so ist, und tauscht mit Eckert, der unauffällig dazu half, dankbar einen kurzen Blick —, und der alte Streit der verschiedenen Waffen bricht los. Homerisch toben Nachrichtenleute wider Radfahrer, Panzerjäger wider Infanteristen, rühmen die eigene Truppe, schmähen die andere — in dem guten inneren Bewußtsein, kein eigenes und kein fremdes Wort ernst zu nehmen, nur Witz, Schlagfertigkeit und Sturmgewalt ein wenig erproben zu wollen.

Endlich ebbt der Lärm ab, da der Streit ihnen den Atem raubt. Vergnügt in sich hineinlachend, sitzen sie noch eine Weile, dann brechen die meisten auf, um anderswo dem Nichtstun nachzugehen. Seiler bleibt neben Zurbrügge zurück; er prüft das Gesicht des Jüngeren; von dem hemmungslosen Jähzorn des Morgens ist nichts mehr darin, und das ist gut.

„Im Ernst gesprochen", sagt er, „muß man dir gratulieren, mein Sohn. Sie ist sehr reizend und sehr scharmant. Und es war leider deutlich, daß wir alle ihr dich nicht ersetzen konnten. Ein Kompliment für dich, wie mir scheint. Warum warst du eigentlich nicht da? Oder wußtest du nicht, daß sie kommen werde?"

„Nein, das wußt' ich nicht. Aber auch wenn ich's gewußt hätte —"

Seiler spitzt die Lippen, doch den Pfiff hält er an, ehe er heraus ist. „In drei Tagen fährst du sowieso ab", bemerkt er nur.

„Es ging aber auch nicht drei Tage mehr", antwortet Zurbrügge unruhig. „Und — wollen wir jetzt nicht von etwas anderem reden?"

„Das ist zu machen", lächelt Seiler, und ernsthaft nimmt er sich vor, darauf zu sehen, daß niemand im Heim in Zurbrügges Gegenwart das Thema Delius noch einmal anschneidet. Es scheint, Zurbrügge hat's ohnehin nicht leicht — wer verabschiedet ohne innere Not eine solche Frau? Und da darf man's ihm nicht noch schwerer machen —

*

Der Hauptmann Felmy hat in dieser Nacht nicht gut geschlafen. Nicht nur, daß die Wunden in seinem Kiefer ihn nicht zur Ruhe kommen ließen; vor allem haben ihm Geschick und Zukunft seines Jungen arges Kopfzerbrechen gemacht. Er hatte das Gefühl, er müsse auf irgendeine Weise helfend eingreifen, doch war es nicht einfach, den richtigen Entschluß zu finden. Endlich, gegen Morgen, glaubte er ihn zu haben; befriedigend schluckte er ein paar schmerzstillende und schlafbringende Tabletten, und sie, zusammen mit dem endlich errungenen Frieden seines Gemütes, ließen ihn noch einige Stunden der Ruhe finden.

Als die Hitze des hohen Tages ihn dann erweckt, kleidet er sich rasch an, und ohne noch einmal zu überlegen, macht er sich auf den Weg, den er sich vorgenommen hat, auf den Weg zum KdF.-Heim, um mit der Delius ein Gespräch zu haben. Nur so, scheint es ihm, kann diese Verwirrung gelöst werden.

Doch Felmy hat Pech. Als er das kleine Haus betritt, trifft er nur Jaap und Nasaroff an. Die beiden sind in Notenblätter vertieft; Nasaroff tupft zuweilen Melodienfetzen auf dem Akkordeon, das quer über seinen Knien liegt, Jaap nickt mit dem Kopf, kritzelt neue Noten, dann und wann macht er Einwände gegen Nasaroffs Arrangement des neuen Schlagers, über dem sie gerade brüten, und pocht mit dem Bleistift, den er wie einen Trommelschlegel lose zwischen den Fingern hält, andere und kompliziertere Rhythmen auf den Tisch. Dabei schwitzt er gewaltig und löscht seinen Durst aus einer mächtigen Aluminiumkanne mit Bier, die ihm zu Füßen steht.

Die Delius, erwidert Jaap freundlich auf Felmys Frage — mit einer etwas hintergründigen Freundlichkeit, will es dem Hauptmann scheinen —, ist nicht da; mit den restlichen Mitgliedern der Kapelle und etlichen befreundeten Offizieren ist sie zum Baden gefahren. Es soll da, ein Stück weiter flußabwärts, eine vorzügliche Badestelle geben, mit feinem Sandstrand — vielleicht, daß der Herr Hauptmann sie dort suchen will —?

Das will Felmy nun keineswegs. Er bedauert, die Herren gestört zu haben, und macht Anstalt, sich zu entfernen. Jaap indessen lächelt noch freundlicher und bittet ihn zu bleiben und hier auf die Delius zu warten. Sehr lange könne es nicht mehr dauern. Er holt aus seinem Spind ein frisches Glas und gießt ein. „Das Bier ist zwar verdammt warm, aber immerhin ist es Bier, Herr Hauptmann, und das bekommt man ja hier nicht alle Tage —", und er macht das so nett und einschmeichelnd, daß Felmy nicht anders kann, als sich zu den beiden zu setzen. Nasaroff, schweigsam und ernst, legt sein Akkordeon beiseite; Jaap schichtet die beschriebenen Notenblätter mit ein paar raschen Griffen zu einem unordentlichen Haufen zusammen, auch ein Päckchen echter englischer Zigaretten findet sich in seinem Rock, den er dem Gast zu Ehren lose um die Schultern hängt. Es ist eigentlich, empfindet Felmy, nicht ungemütlich, und herzhaft streckt er die Beine unter den Tisch.

Jaap indessen macht sich daran, den neuen Anbeter der Delius zu studieren — denn bis auf weiteres schätzt er Felmy so ein. Vorderhand gibt er ihm nicht viele Aussichten, aus einem Anbeter zum Liebhaber zu werden; jener scheint ihm nicht der Mann zu sein, der an Vorzügen und Liebesenergien stark genug wäre, den jungen Feldwebel zu entthronen — diesen von Jaap sehr wenig geschätzten jungen Feldwebel, an den die Delius sich anscheinend weit stärker gebunden hat als je vorher an einen Mann, soweit Jaap ihre Affären kennt. Und Jaap kennt sie genau; eine zuweilen ihm selbst unheimliche Mischung aus hoffnungsloser Eifersucht und hemmungsloser Neugier zwingt ihn, sie so intensiv und so eingehend wie möglich mitzuerleben, soweit das allein durch bloße Beobachtung und meist richtige Schlüsse angeht — denn die Delius ist in ihren eigensten Privatangelegenheiten alles andere als mitteilsam.

Somit bemüht Jaap sich, zu dem neuen Mann nett zu sein; sie plaudern über alles mögliche, von östlichen Straßen und westlichen Städten, KdF. und Truppenbetreuung, Verpflegungsproblemen und verschiedenen Wagentypen. Felmy fragt interessiert nach dem und jenem; ihn und sein Kommando hat man noch nie mit einer solchen Tournee beglückt; ihre Art zu leben ist ihm fremd; liegt, so eng diese Leute zuweilen mit der Truppe zusammenkommen, doch auf einer völlig anderen Ebene. Doch bis zu wirklich wichtigen Erkenntnissen vorzudringen, bleibt ihm keine Zeit. Denn es dauert nicht lange, da kommen Jaaps übrige Leute ins Haus, die Delius, lachend, heiß von Wasser und Sonne, voran. Jaap stellt den fremden Hauptmann vor, der zunächst nicht das besondere Interesse der Delius erregt. Doch sie wird sehr aufmerksam, als er, mit ihr ein wenig abseits tretend, sie fragt, ob er sie allein sprechen dürfe, und, da sie zögert, hinzufügt, er sei Peter Zurbrügges Vater. Auf jeden Fall freue sie sich, antwortet sie, Peters Vater kennenzulernen; sie nickt den Männern im Raum, die geflissentlich untereinander beschäftigt sind, kurz zu und führt Felmy in ihr Zimmer hinauf, bietet ihm dort den einzigen Stuhl, setzt sich selbst aufs Bett und nimmt die Haltung gespannten Zuhörens an. Was sei es, das er ihr bringe?

„Nichts", antwortet Felmy. „Weniger als nichts. Vielleicht bin ich im Begriff, Ihnen etwas zu nehmen."

„Das verstehe ich nicht —", sagt sie halb fragend.

„Darf ich ganz ohne Umschweife sprechen, gnädige Frau?"

„Sie sollen das sogar, Herr Felmy. Es geht ja, denke ich, Peter an —"

„In der Tat, Peter geht es an. Er deutete mir gestern an, er habe die Absicht, sich mit ihnen zu verheiraten. Er habe Ihnen einen Antrag gemacht — verzeihen Sie", unterbricht er sich, als er ein kurzes, beinahe belustigt wirkendes Zucken ihrer Lippen wahrnimmt, „zu meiner Zeit nannte man das so. Um aber fortzufahren: er habe Ihnen also einen Antrag gemacht, und Sie hätten ihn zumindest nicht zurückgewiesen."

„Das stimmt", gibt die Delius kurz zurück. Sie ahnt, was der Hauptmann mit seinem Besuch bezweckt. Halb belustigt, halb schmerzt es. Jedenfalls hat sie keine Lust, ihm in irgendeiner Weise zu helfen.

„Sie haben also", fragt Felmy mit einem Unterton von Erstaunen und Bestürzung, „wirklich die Absicht —?"

„Es sieht doch so aus", lächelt die Delius. Dieser Mann, dessen Lebens- oder zumindest doch dessen verfehlte Liebesgeschichte sie kennt, interessiert sie mehr und mehr. Es spannt sie, was er aus dieser immerhin nicht einfachen Situation machen wird.

Felmy indessen lächelt zurück. „Sie haben recht, gnädige Frau. Es sieht so aus. Aber, verzeihen Sie! Sie sehen nicht so aus."

Das Lächeln der Delius erstarrt. „Wie meinen Sie das?" fragt sie fast stammelnd.

„Wie ich es sage, gnädige Frau", antwortet Felmy fröhlich. Nun hat er den richtigen Ton gefunden, und er ist entschlossen, ihn festzuhalten. „Peter hat Ihnen — glauben Sie mir, ich kenne solche Stunden — eines Tages einen Antrag gemacht. Und Sie — nun, Sie wollten den Jungen nicht betrüben, und so haben Sie nicht nein gesagt. Daß Sie es aber ernsthaft wollten — sehen Sie, das glaube ich eben nicht. Ich denke mir, Sie haben Ihrerseits gedacht: Warum den guten Peter betrüben und kränken? Bald geht er wieder hinaus, wir verlieren uns aus den Augen, vielleicht noch ein paar Briefe, dann ist es so und so vorbei. War es anders? Habe ich unrecht?"

„Sie haben wirklich recht, Herr Felmy", erwidert die Delius nach einer Weile ernst. So ist's gewesen. Woher wissen Sie's?"

„Man erwirbt im Lauf der Zeit ein wenig Menschenkenntnis, gnädige Frau", sagt Felmy mit übertriebener Bescheidenheit.

„Aber wenn Sie annahmen, Herr Felmy, ich hätte ohnehin nicht im Ernst die Absicht, Peter zu heiraten — aus welchem Grund sind Sie hier? Da hätten Sie sich den Weg doch sparen können, der vielleicht nicht ganz leicht war. Sie konnten ja", fügt sie mit einem matten Lächeln hinzu, „nicht ohne weiteres wissen, daß ich es Ihnen so leicht machen würde, daß ich eine so angenehme Verhandlungspartnerin wäre. Denn das bin ich doch. Oder nicht?"

„Die angenehmste", bestätigt Felmy zurückhaltend. „Aber es spielen da andere Dinge mit, die eine eindeutige und rasche Klärung wünschenswert machen."

„Und ich hatte also doch recht!" ruft die Delius. „Ich hab ja immer recht!"

„Womit, muß nun ich fragen, gnädige Frau?"

„Ich hab' ihm einmal auf den Kopf zu gesagt, er hätte anderswo eine Enttäuschung erlitten — er gab's nicht zu, doch er leugnete auch nicht. Er antwortete einfach nicht. Und dieses Mädchen — ist sie nun wieder in Sicht?"

„Ungefähr so ist es in der Tat, gnädige Frau."

Die Delius sieht ihn voll an, und ihre Augen werden für eine Sekunde ganz dunkel. „Verraten Sie Peter nicht, Herr Felmy, ich hätt's mit der Heirat nie ernst genommen. Ich möcht' bei ihm ein gutes Andenken behalten. Denn — ich hab' ihn doch sehr, wirklich sehr gern gehabt. Aber sagen Sie ihm, ich ständ' ihm nicht im Wege, und gebunden zu fühlen brauchte er sich nicht."

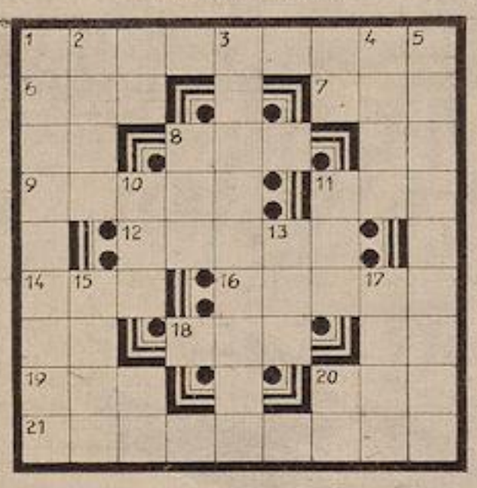
Felmy steht auf und verneigt sich. „Sie sagen genau das, gnädige Frau, was von Ihnen zu erbitten ich herkam. Darf ich mich verabschieden?"

Fortsetzung folgt

Hauptschriftleiter: B. Overhues (im Wehrdienst). Stellv.: K. Fischer. Graph. Gestaltung: H. Dassel (alle in Berlin). Verlag „Die Wehrmacht" K.-G. Fernruf 17 47 21. Postscheckkonto: Berlin Nr. 382. Alleinauslieferung und Anzeigenverwaltung: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin, SW 68, Schützenstr. 18/25. Anzeigenpreisliste Nr. 14 vom 1. 3. 1942. Verantw. f. Anzeigen Dr. H. Hartl (im Felde), i. V. H. Putz, Neuenhagen b. Berlin. Rotations-Kupfertiefdruck: Wilhelm Herget, Stuttgart, Reinsburgstrasse 14. Einzelpreis: 25 Rpf. Bei Botenzust. 3 Rpf. Bestellgeld. Postbezugspr.: Mtl. 55 Rpf. zuzügl. 4 Rpf. Bestellgeld.

Hier wird der Geist geschliffen!

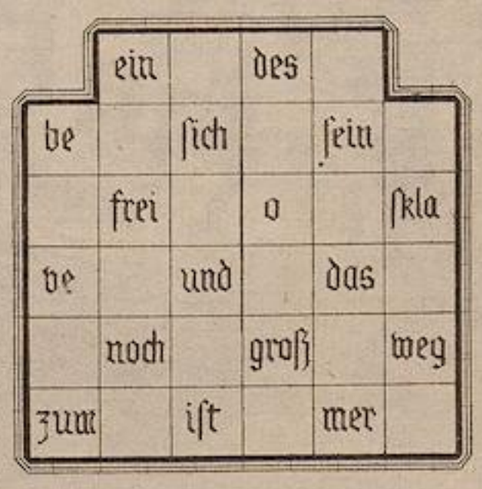
Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Deutsche Universitätsstadt, 6. Stimmlage, 7. altertümlicher Männername, 8. griechische Göttin, 9. Nebenfluß der Elbe, 11. männlicher Vorname, Kurzform, 12. musikalisches Zeitmaß, 14. Stadt in Holland, 16. roter Teerfarbstoff, 18. Abkürzung für einen Staatenbund, 19. Wild, 20. Getränk, 21. Wintersport. — Senkrecht: 1. Stauwerk, 2. weiblicher Vorname, Koseform, 3. Anteilnahme, 4. altnordische Liedersammlung, 5. Seefahrervolk, 8. Stadt an der Etsch, 10. Biersorte, 11. Hilferuf von Schiffen, 13. Teil von Portugiesisch-Indien, 15. Zahl, 17. Insektenfresser.

Silbenbaukasten

der - dun - ein - frei - heit - im - ist - je - kel - licht - los - rei - selbst - so - stimmt - volk - zu.



Die vorstehenden Silben sind derart in die leeren Felder der Figur einzutragen, daß die waagerechten Reihen, fortlaufend gelesen, vier Gedichtzeilen von B. von Selchow ergeben.

Das ist die Höhe ...!

Fliebchen - Schlenmaler - Lorbeerg - Klaauszug - Zwiebisch - Wtube - Runse - Prexemplar - Lamen - Kurl - Getmeter.

Die obenstehenden Wortbruchteile sind durch Einfügung eines Zahlwortes in sinnvolle Wörter zu verwandeln. Die Zahlwerte liegen zwischen 1 und 11; nicht alle werden gebraucht, dafür treten einige mehrfach in Erscheinung. Addiert man schließlich die gefundenen Zahlwörter, so erhält man die durchschnittliche „Höhen"lage der Reichshauptstadt (in Metern).

Auflösungen aus Nr. 3

Füllrätsel: 1. Gefion, 2. Tusche, 3. Scherz, 4. Vorhut, 5. Qualle, 6. Sabine, 7. Kansas, 8. Spelze. — Fischerhalbinsel.

Kreuzgitter: Magen, Alemannen, Agent, Istar, Talar, Stavanger, Krone.

Geographisches Ergänzungsrätsel: Treptow, Netze, Tanger, Holstein, Altai, Triberg, Trave, Aller, Togo, Ermland, Stade — Wernigerode.

UNIVERSITÄTS-BIBLIOTHEK HEIDELBERG
© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0037
gefördert durch Baden-Württemberg

L. 3040 14/6

Mädchen und Remonten

Von jungen, vierjährigen Pferden, die seit ihrer Geburt auf der Koppel in Freiheit gelebt haben, könnten ängstliche Gemüter wohl behaupten, daß sie den Menschen mitunter nach dem Leben trachten. Zum Zureiten und Einfahren dieser Remonten bedarf es guter und zäher Reiter. Selbst diese anstrengende Arbeit haben Frauen den Männern abgenommen. Bei den Wehrkreis-Reit- und Fahrschulen sind junge Frauen tätig, junges, ungebändigtes Pferdematerial für die Truppe als Reit- und Zugpferde kriegsbrauchbar zu machen.

Aufnahmen: Gefr. Hartmann (Wbd.)

Zukünftige Kommandanten

RESERVEOFFIZIERS-LEHRGANG DER KRIEGSMARINE

Fähnriche und Seekadetten aller Jahrgänge werden auf die abschließende Offiziershauptprüfung vorbereitet. Der Jüngste ist gerade achtzehn geworden, und der Älteste mit 57 Jahren ist ein bewährter Handelskapitän, der sich ebenso wie seine jungen Kameraden allen Prüfungen unterziehen muß, um Offizier zu werden. Einer von den Offiziersbewerbern hat als Zivilist das Deutsche Kreuz in Gold erhalten und war einer der bekanntesten Frachterkapitäne, die Rommel in Afrika mit Nachschub versorgten. Alle Lehrgangsteilnehmer erhalten eine eingehende waffentechnische Ausbildung sowie eine umfassende infanteristische Schulung.

PK-Aufnahmen: Kriegsberichter Feitl (Wbd.)

Marsch der Offiziersbewerber zur infanteristischen Ausbildung ins Gelände

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
HEIDELBERG

© Universitätsbibliothek Heidelberg
https://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/wehrmacht1944/0038

gefördert durch
Baden-Württemberg